

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

Vermischte Erzählungen und Aufsätze.

31

Die Beckeruhr.

(Mit einer Abbildung.)

I.

An einem schwülen Septemberabend, wenige Minuten vor sieben Uhr, fuhr eine Miethkutsche bei Nummer 67 in der Universitätsstraße vor.

Der Hausmeister, im Thore stehend, war beim Anblick des Reisenden freudig überrascht.

— Ach so! Herr de la Roche?

— Ja, ich, Hubert.

— Sind Sie glücklich gereist?

— Vollkommen.

— Wie doch sechs Monate schnell vergehen!

— Meine Abwesenheit, ich sehe es, hat dir nichts angethan.

— Oh! ich habe oft an den Herrn gedacht.

Indem Hubert mit dem Ankommenden sprach, half er dem Kutscher das Reisegepäck vom Wagen herunternehmen. Dann lohnte René den Wagenlenker ab und fügte noch ein gutes Trinkgeld bei. Die Droschke fuhr weg.

— Hier ist mein Schlüssel, sagte René de la Roche; laß mein Gepäck auf mein Zimmer bringen. Ich speise in der Stadt und werde erst gegen elf Uhr heimkehren.

— Jawohl, Herr René.

Der junge Mann entfernte sich in der Richtung der Deputirtenkammer, ging über die Brücke, dann über den Eintrachtplatz und verschwand in der Menge.

Hubert schaffte unverzüglich die Koffer des Reisenden in den zweiten Stock des Hauses, dessen Hut ihm anvertraut war, denn er wußte wohl, der Schlaupops, daß ihm die Mühe reichlich vergolten würde, und so wäre es eine Thorheit gewesen, die Arbeit durch andere besorgen zu lassen.

Nach einer Abwesenheit von sechs Monaten, wie der alte Hausdiener seines Onkels soeben angedeutet, kam René de la Roche von Norwegen zurück. Als Botschafts-Attaché am Ministerium des Auswärtigen, war er in vertraulicher Angelegenheit nach einem Hof im

Norden gesandt worden und er hatte die Gelegenheit benutzt, um einen Urlaub von März bis September zu erlangen. Nun kam er nach Hause zurück. Wenn die Pünktlichkeit stets eine Tugend für die Könige bleibt, so ist sie auch die Haupteigenschaft eines Diplomaten: René hatte sich dessen erinnert.

Als selbständiger Besitzer eines hübschen Vermögens, konnte René ein sorgenfreies Leben führen; obendrein war der Bruder seiner Mutter, welcher ein kolettes Schloßchen in der Gegend von Mençon bewohnte, ein kinderloser Wittwer, sein einziger Verwandter. Außerdem war er gelehrt und machte eine sehr gute Figur in der Welt, wo ihn jedermann suchte. Somit konnte er sich glücklich schätzen, und er war es auch. Die in Scandinavien verbrachten sechs Monate hatten diese Anschauung in ihm nur befestigt. Als seiner Beobachter hatte er in fremdem Lande die Sitten und Gebräuche, besonders die mit ihm verkehrenden Personen in nächster Nähe beschauen wollen, und von seiner fernen Reise brachte er den tröstlichen Gedanken mit: Trotz einiger Verkehrtheiten hat Paris und Frankreich andere Nationen immerhin um nichts zu beneiden.

So kam er denn mit innerer Zufriedenheit in Frankreichs Hauptstadt zurück, um dort sein gemächliches Leben von früher wieder aufzunehmen. Einen herrlichen Sommer hatte er in den nördlichen Gegenden erlebt und in Paris, so verlockend für die Reichen der Erde, erwartete ihn ein Winter voll endloser Vergnügungen.

René de la Roche betrat seine Wohnung kurz vor Mitternacht, und er legte sich zu Bette. Die Bücher seiner elzevirischen Bibliothek schienen ihn zum nächtlichen Lesen einzuladen, wie er es früher gewohnt war; seine Lampe erhellte alle Winkel des Zimmers; ein gutes Holzfeuer prasselte im Ofen und die Wanduhr setzte ihr einförmiges Tictack bedächtig fort, wie vor seiner Abreise.

René blickte bewegt um sich; las aber nicht.

Fünf Minuten später war René in tiefen Schlaf versunken.

II.

Genau um fünf Uhr schreckte ein betäubendes Klingeln unsern Schläfer urplötzlich auf.

Feuer! rief er, aus dem Bette springend: vielleicht im Hause?... Hubert hat sich an meine Klingel gehängt. Ich komme! schrie er mit lauter Stimme.

In aller Eile schlug er seinen Nachtrock um sich und öffnete die Thüre, die brennende Kerze in der Hand.

Er sah und hörte Niemand im Hausgang, und die Klingelschnur war ruhig.

— Sonderbar! murmelte er; habe ich denn geträumt? Ich habe doch das Geräusch noch in den Ohren!

Er horchte, hörte aber nichts Ungewöhnliches. Er schloß die Thüre sanft zu und ging wieder in's Bett.

Täuschung! dachte er, indem er wieder einzuschlafen versuchte. Die Ermüdung der Reise...

Es war neun Uhr morgens, als René von selbst aufwachte. Die Glocken der Clotilden-Kirche riefen die Gläubigen zum Sonntags-Gottesdienst.

— Auf, Siebenschläfer! sprach der junge Mann zu sich selber. Gesagt, gethan: er stand auf und kleidete sich an.

An das Klingeln am frühen Morgen, das er gehört oder zu hören geglaubt hatte, dachte er nicht.

In der Kirche zu Sanct-Clotilden hörte er eine stille Messe an, wie er's seiner sterbenden Mutter versprochen hatte; den übrigen Tag verbrachte er in Besuchen bei einigen Freunden; Abends dinierte er bei einem derselben und lehrte spät in seine Wohnung zurück.

Punkt fünf Uhr morgens, zugleich mit dem Hahnengeschrei, wiederholte sich das lästige Klingeln vom vorhergehenden Tage. Diesmal hörte es René gut und deutlich: es war ein Wecker im Nebenzimmer.

„Da ist Neues reingekommen während meiner Abwesenheit, murmelte der Beamte des auswärtigen Ministeriums. Ich wohne hier seit fünf Jahren, und noch nie ist meine Ruhe gestört worden; jetzt ist das Haus einem Landstreicher preisgegeben, der mich um den Schlaf

bringt. Ich könnte gerade so ruhig im Hallenviertel wohnen! Allein so kann es nicht fortgehen, ich will heute morgen Hubert darüber sprechen. In Nachbargeschichten will ich mich nicht einlassen, nur soll der Nachbar auch ein anständiger Mensch sein, kein Gassenbube, der sich nicht aufzuführen weiß; es giebt Anstandsregeln, die der garstigste Mensch nicht verschmähen darf!“

Bevor René am morgen auf's Ministerium ging, betrat er die Stube des Hausmeisters. Hubert saß eben in seinem Fauteuil und las aufmerksam das halbe Duzend Zeitungen, auf welche die Hausmiether abonniert waren. Der Postbote hatte dieselben soeben gebracht.

— Was ich sagen will, Hubert, wer wohnt denn neben mir?

— Links oder rechts?

— Links.

— Herr Thomas Burseille.

— Ist der frisch angekommen?

— Seit Juli.

— Sei so gut und sage ihm, daß seine Weckeruhr mir den Schlaf verdirbt; er möge heute noch das Morgenrasseln einstellen.

— Jawohl, Herr René; aber...

— Du wagst nicht?

— Denken Sie nur, ein großer Gelehrter!

— Willst du Spaß machen?

— Ganz und gar nicht; es ist sehr ernst.

— Gelehrter hin oder her; ich will daß der Lärm aufhört.

— Herr Burseille steht früh auf.

— Ich höre es.

— Jeden Morgen um fünf Uhr geht er an die Arbeit.

— Dazu hat er das Recht.

— Um die Stunde nicht zu verschlafen, hat er einen Wecker.

— Morgen will ich das Geräusch nicht mehr hören, es macht mir Gänsehaut.

— Gewiß, das muß Ihnen lästig fallen; aber...

— Was aber?

— Er wird wohl nicht nachgeben wollen.

— Das gilt mir gleich. Er kann thun, wie er will, so lange er sich an anderen nicht vergreift. Sobald aber die Nachbarn darunter zu leiden haben, verliert dein Gelehrter jedes Recht. Also, wohlverstanden! richte den Auf-

trag aus, allerdings mit der Schonung, die seine Gelehrsamkeit verdient.

— Gott! Herr de la Roche, es wäre mir viel lieber, wenn Sie selbst Herrn Burseille besuchen wollten; ich bin so ungeschickt, er würde mich gleich vor die Thüre setzen.

— Möglich, versuch' es einmal; wenn es dir nicht gelingt, dann bin ich da. Steht der Mann allein?

— Augenblicklich ist bloß seine Haushälterin bei ihm, Frau Jozette.

— Nun denn, wenn du mit dem Herrn nichts zu thun haben willst, so sprich mit der Magd und gib ihr zu verstehen, daß ich die wunderbaren Grillen ihres Herrn nicht länger vertragen kann.

— Ich will es versuchen, werde aber wohl wenig Glück haben.

Am andern Morgen begann der Lärm auf's Neue.

— Jetzt muß es aufhören, knurrte René! Will der Mensch keinen Verstand gebrauchen, nun so...

Gegen neun Uhr stieg Herr de la Roche die Treppen herunter.

— Hast du den Auftrag ausgerichtet? rief er dem Hubert zu.

— Ich habe gestern Frau Jozette gesprochen.

— Und die...?

— Die hat mich aufgenommen wie der Jude ein Schwein aufnimmt.

— Und dann?

— Dann hat sie mir die Thüre vor der Nase zugeschlagen, indem sie zischte, daß sie mit ihrem Herrn darüber sprechen werde.

— Gut, jetzt ist die Reihe an mir.

René stieg sofort die Treppe hinan und klingelte an der Thüre seines Nachbarns.

Frau Jozette öffnete eine Spanne weit.

— Ich möchte Herrn Thomas Burseille sprechen.

— Der Herr empfängt nur von zwei bis drei Uhr.

— Bitte, überbringen Sie ihm meine Visitenkarte mit der Meldung, daß ich bloß ein Wort zu sagen habe.

— Ich werde Herrn Burseille mittags sehen und ihm Ihren Wunsch übermitteln.

— Nein, jetzt gleich soll es geschehen.

— Unmöglich.

— Es muß.

— Unnützlich, mein Herr; ich habe ausdrücklichen Befehl.

René konnte nur mit großer Mühe seinen Zorn zurückhalten.

— So sei es denn, rief er laut, und kehrte der Haushälterin den Rücken.

Der Morgen kam ihm unendlich lang vor. Er ging nicht auf das Ministerium; denn man sah ihm die Aufregung an, und ein wahrer Diplomat soll undurchdringlich sein.

— So empfängt man mich! Nein, so behandelt man die Leute nicht. Du wirst mir's büßen, du famoser Gelehrter!

René speiste zu Mittag im gewohnten Restaurant; dabei überflog er fieberhaft einige Zeitungen, fand das Essen abscheulich und fuhr den Kellner mehrmals ungewöhnlich hart an. Dann machte er einen Spaziergang in den Champs-Elysées und um zwei Uhr zog er die Klingel des Herrn Burseille.

Frau Jozette öffnete mürrisch die Thüre und sprach das eine Wort: „Kommen Sie!“

Am andern Ende des Vorzimmers machte sie eine Thüre auf und meldete Herrn de la Roche.

René, ihr auf dem Fuße nachgehend, trat ein.

— Herr Burseille? frug er.

— Ich bin's, antwortete dieser, am Fenster stehend. Nehmen Sie gefälligst Platz; in einer Minute bin ich zu ihren Diensten.

Herr Burseille war am Durchlesen einer Denkschrift und blieb noch eine Weile an derselben Stelle stehen. Während Herr de la Roche flüchtig das Zimmer durchmusterte.

Es war das Arbeitszimmer eines Gelehrten: ein altmodischer Schreibtisch bildete das vornehmste Stück des Mobiliars; über und unter demselben lagen wahre Berge von Büchern und Schriftstücken in Unordnung umher. Ein völlig abgenutzter Teppich bedeckte den Fußboden; an den Wänden hingen einige rauch- und staubschwarze Bilder; der Lehnstuhl war mindestens hundertjährig. Der Hausherr hatte offenbar keinen Sinn für den modernen Komfort.

Herr Burseille, den René zu beobachten Muße hatte, zählte ungefähr sechzig Jahre:

ein Mann mittlerer Größe, dessen gutes Aussehen erkennen ließ, daß er vor dreißig Jahren überall gern gesehen sein mochte, da er auch jetzt noch, trotz seines ergrauten Haupthaars, viel Anzügliches hatte.

— Entschuldigen Sie, mein Herr, sprach er endlich zu René, indem er sich auf seinen Fauteuil niederlegte, ich führe eine Arbeit zu Ende, welche für die Akademie der Wissenschaften bestimmt ist, und ich kann Ihnen bloß einige Augenblicke widmen.

— Ich werde möglichst kurz sein, mein Herr, erwiderte Herr de la Roche.

— Lassen Sie hören.

— Ihr Wecker stört jeden Morgen meine Nachtruhe, da unsere Wohnungen nur durch eine Wand getrennt sind, und ich möchte Sie bitten, eine Sperrfeder anzubringen.

— An meinen Wecker?

— Jawohl.

— Sie wollen ihn hindern, seine Pflicht zu thun?

— Darum möchte ich Sie bitten.

— Unmöglich, durchaus unmöglich....

— Wenn auch der Lärm den Nachbarn lästig ist?

— Zunächst weiß ich nicht, ob ich Nachbarn habe, und wenn ich es auch wüßte, so wäre mir äußerst wenig daran gelegen, da ich mit Niemandem verkehre.

— Sie denken bloß an sich selbst, wozu Sie übrigens das Recht haben; aber den Schlaf anderer zu stören, dazu haben Sie kein Recht.

— Ich schenke Ihnen diese Belehrungen.

— Es wird immer besser. Sind Sie denn allein auf der Welt?

— Den Wecker nicht mehr gebrauchen! Nein, mein Herr, daran denken Sie wohl nicht. Und meine Arbeiten, und mein Name? Am Morgen keimen und gedeihen alle großen Dinge, in der Stunde der Begeisterung und der großartigsten Entdeckungen. Fragen Sie Edison, wann er aufsteht, und er wird Ihnen sagen: „Wenn der Hahn kräht.“

— Wachen Sie meinetwegen die ganze Nacht, das kümmert mich nicht; die Störung meines Schlafes aber verbitte ich mir. Wenn Sie früh aufstehen, so gehe ich spät zu Bett und brauche die Morgenruhe.

— Das ist einfach eine schlechte Gewohnheit,

mein Herr; stehen Sie, wie ich, um fünf Uhr auf und gehen Sie schlafen um neun Uhr, das wird Ihrer Gesundheit zuträglich sein.

Bei diesen Worten stand Thomas Burseille auf, um den lästigen Menschen zu verabschieden. Indem René sich ebenfalls erhob und auf die Thüre losging, erwiderte er:

— So wird denn Ihr Wecker morgen auch wieder läuten?

— Gewiß.

— Adieu, mein Herr!

René zog sich zurück, wuthichnauend:

„Warte nur, du gelehrter Bechler! Wenn du dich so auf das hohe Ross setzt, wollen wir sehen, wer zuerst die Segel streicht. Du legst dich um neun Uhr zu Bett, wir wollen sehen, ob nicht dein erster Traum gestört wird. Der Letzte hat noch nicht geschlossen.“

III.

Den ganzen Abend hindurch war René äußerst schlecht gelaunt. Seit den drei Tagen, da er wieder in Paris war, schien ein böser Geist ihn fortwährend zu verfolgen, so daß er sich fast in die sechsmonatliche Verbannung zurückgewünscht hätte: ist er beschweden in die civilisirteste W.sthauptstadt gekommen, um solchen Verdruß zu haben? Er hätte gerade so gut bei den Lappländern bleiben können!

Er trat in ein Boulevard-Café ein. Nach dem Diner überflog er feieberhaft einige Zeitungen sowie auch mehrere illustrierte Zeitschriften, worin er wahrzunehmen glaubte, daß die Kunststecherei während seiner Abwesenheit wenig Fortschritte gemacht hatte. Ein vorübergehender Gast, der ihm unversehens auf den Fuß trat, hätte schier ein Duell mit ihm veranlaßt. Die neunte Stunde rückte näher, und René eilte in sichtlich Aufregung nach Hause.

— Man behauptet, die Musik mildere die Sitten, meinte er, indem er seinen Zimmerschlüssel aus der Tasche zog. Wir wollen sehen, was von diesem Axiom zu halten ist.

Hubert hatte im Zimmer die Lampe angezündet, das Feuer brannte. René dachte an nichts anderes, als an den Racheakt, den er auszuüben im Begriffe stand, an die Geltendmachung seines Rechtes, an seine um zwei Uhr Nachmittags mißkannte Würde.

Es war lange her, daß sein heßlingendes

Blasinstrument nicht mehr an die freie Luft gekommen. Früher war René ein guter Musiker gewesen, hatte aber seinen lieben Schulkameraden seit Jahren vernachlässigt; trotzdem glaubte er sich noch im Stande, eine Partitur abzulesen. Was sollte er aber für ein Stück wählen?

— Das erste ist das beste, sagte er, und nahm aus seiner Bibliothek den „Faust“ von Gounod.

Sein Auge durchging hastig zwei oder drei Seiten, und im Augenblick, wo die Uhr halb zehn schlug, ward die nächtliche Stille plötzlich unterbrochen durch das volkstümliche Musikstück:

Gloire immortelle de nos aïeux!

Nachher spielte René noch einige andere Stücke, wie L'air des Bijoux, le Chœur des Vieillards. Er hörte nicht eher auf, als die Glocke zehn Uhr schlug.

Der glückliche Musikfreund ließ sich nun laut lachend in seinem Lehnstuhl nieder. Er horchte und, als er hinter der Wand ein Knurren vernahm, wußte er, daß der Streich gelungen war.

Selbstbefriedigt legte er sich hierauf zu Bette und schlief bald den Schlaf der Gerechten.

Um fünf Uhr morgens begann die Weckeruhr ihr Klingeln von Neuem.

Herr de la Roche versuchte vergebens wieder einzuschlafen. Sein nächtliches Concert schwebte vor seinem Geiste.

— Meinen lieben Nachbar habe ich mit gleicher Münze ausbezahlt, und noch dazu sehr reichlich: sein Morgengeläute dauert kaum eine Minute, und mein Instrument hat ihm, eine halbe Stunde lang, gellende Töne in's Zimmer geschickt; ich bin ihm also nichts schuldig. Genugthuung habe ich allerdings; ist aber meine Handlung nicht tadelnswerth? Mein Gewissen scheint mir zu sagen, daß ich schlecht gehandelt habe. Warum soll ich den ehrlichen Nachbar hindern, sich nach seinem eigenen Gutdünken wecken zu lassen? Ist er nicht in seinem Recht? Ich höre ja auch jeden Morgen um fünf Uhr die schweren Wagen der Gärtner nach den Markthallen fahren. Das laute Sprechen der zur Arbeit gehenden Leute, die schallenden Stimmen der Gassenlehrer, und nie ist mir eingefallen, daß ich mich dagegen

beschweren sollte! Warum bin ich dann aber Herrn Burselle so auffällig? Ihm habe ich Unrecht angethan; denn er hindert mich nicht spät heimzukommen und schlafen zu gehen um welche Stunde ich will; er sagt auch nicht, daß mein Hin- und Hergehen auf meinem Zimmer nach Mitternacht seinen Schlaf stört. Wenn er vor Tagesanbruch aufsteht, so geschieht es der Arbeit wegen, und wenn ich spät zu Bette gehe, so thue ich es um des Vergnügens willen. Meine Handlung von gestern Abend bedaure ich daher aufrichtig und kann sie nicht rechtfertigen. Was wird man im Hause von mir denken? Andere Miether haben mich zum Teufel wünschen müssen, und mit Recht. In ihren Augen muß ich ein lächerlicher Mensch sein, und ich schäme mich vor mir selbst. — Was fällt mir ein? Sollte ich nicht zu meinem Onkel nach Alençon gehen und vierzehn Tage bei ihm zubringen? Das würde den dummen Streich von gestern Abend in Vergessenheit begraben und meinem Nachbar beweisen, daß die Musik nicht fortgesetzt wird.

René stand auf und bereitete seinen Reisekoffer. Gegen acht Uhr kam er herunter.

— Hubert, heute mittag verreise ich.

— Sie wollen uns schon wieder verlassen, Herr de la Roche?

— Auf vierzehn Tage, die ich bei meinem Oheim Delbonne in Alençon zubringen werde. Dorthin schickst du mir meine Post.

— Jawohl.

René begab sich auf's Ministerium und schrieb einen Brief an Seine Excellenz, um zu berichten, daß er nach dem Orne-Departement abreisen müsse, wo sein Onkel krank darnieder liege und ihn sprechen wolle. Zudem René diese zarte Lüge dem Papier anvertraute, stieg ihm die Schamröthe in's Gesicht — zum Beweis dafür, daß er noch kein vollendeter Diplomat war. Sodann ging er zum Dejeuner und einige Minuten vor zwölf Uhr kam er in einer Droschke vor seiner Wohnung angefahren. Hubert brachte ihm den Reisekoffer und schlug die Wagenthüre zu.

— Bahnhof Montparnasse, rief der Reisende dem Koffelenter zu, und drückte gleichzeitig dem alten Hubert die Hand.

— Adieu, Hubert!

— Auf Wiedersehen, Herr René!

Um sieben Uhr abends kam Herr de la Roche in Mençon an.

IV.

Herr Beit Delbonne schickte sich eben an zu Tische zu gehen, als die Thorglocke kräftig gezogen wurde.

— Oh! Oh! ein Besuch mit festem Handgelenk.

René wurde eingelassen.

— So! du bist es, lieber Nefle? Schon aus Norwegen zurück?

— Jawohl, Onkel, und ich wollte Sie überraschen.

Beide umarmten sich und traten dann in das Speisezimmer.

— Sie haben zwei Bedeck auf dem Tisch, Onkel? Haben Sie mich denn erwartet?

— Ganz und gar nicht. Die Tochter eines alten Freundes wollte mir in der Einsamkeit Gesellschaft leisten. Sie verweilt einen Monat hier. Da kommt sie.

Genovefa, ein schlankes und hübsches Mädchen von kaum zwanzig Jahren, trat herein. Beim Anblick des Fremden wollte sie sich zurückziehen.

— Bleiben Sie nur, Genovefa, sprach Herr Delbonne, damit ich die Ehre habe, Ihnen meinen Neflen, Herrn René de la Roche, vorzustellen; er ist Botschafts-Attaché, hält sich bisweilen in Frankreich auf, augenblicklich in Mençon.

Der junge Mann verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

— Gehen wir zu Tisch, sagte Herr Delbonne, während der Diener ein drittes Gedeck hinlegte; heute Abend habe ich einen Wolfshunger.

— Und ich bin nicht appetitlos, lieber Onkel.

Dabei wurde aus Vergesslichkeit Genovefa nicht vorgestellt. Das Essen begann froh und freudig; Herr Delbonne wußte für die Unterhaltung zu sorgen, zumal er einen geistreichen Reisenden zur Hand hatte. René, witzig und lebhaft, erzählte ein Langes und Breites von den Sitten, Gebräuchen, guten und schlechten Eigenschaften eines jeden Volkes. Als seiner Beobachter ließ er manche Witze einfließen, die zur Heiterkeit stimmten. Trotz ihrer Bescheidenheit und Zurückhaltung nahm Genovefa den

noch Antheil am Gespräch und ließ dabei recht bedeutende Kenntnisse über Völkerkunde zu Tage treten.

Nach dem Essen war Herr Delbonne freudestrahlend. Alle gingen in den kleinen Salon.

— Mein lieber René, meinte der vortreffliche Onkel, wenn du gerne Musik hörst, so steht dir die gute und liebenswürdige Genovefa zu Diensten.

— Mit vielem Vergnügen werde ich ihr Beifall klatschen, versetzte Herr de la Roche.

— Herr Delbonne überschätzt ganz gewiß, mein Herr, mein musikalisches Talent; ich versuche bloß den Gedanken der Componisten wiederzugeben, ich fürchte aber, daß ich ihn bisher nur entstellt habe.

— Gut! davon glauben wir kein Wort, setzte der alte Rentier hinzu. Wohlan denn, liebes Kind, wir hören zu.

Genovefa spielte am Pianoforte einige herrliche Stücke mit so viel Sicherheit und Methode, daß Herr de la Roche und sein Oheim förmlich entzückt waren; ihre schöne und reine Stimme erhöhte noch die Begeisterung der Zuhörer.

Als René in vorgerückter Abendstunde sein Zimmer aufsuchte, währte er sich im siebenten Himmel. Am andern Morgen stand er spät auf, er hatte schlecht geschlafen: war die Musik Schuld daran gewesen, oder hatte er von demjenigen geträumt, die mit so perfektem Kunstsinne gespielt und gesungen hatte?

— Ein entzückendes Mädchen! sprach René beim Aufstehen zu sich selbst; welche eine Anmuth, und welche Haltung! Ein solches Geschöpf verdient geliebt zu werden. Wer sagt mir aber, daß meine Mühe nicht umsonst wäre? Genovefa ist vielleicht schon verlobt, und auf meinen ersten Antrag würde sie wahrscheinlich erwidern: „Zu spät! Mein Herz ist vergeben.“ Einen derartigen Korb kann ich mir nicht holen, nein. Wo hat sie doch nur mein Onkel kennen gelernt? Sie soll die Tochter eines seiner alten Freunde sein; das ist aber gar zu unbestimmt, und ich muß nähere Auskunft haben.

Beim Frühstück war René wieder, wie am gestrigen Abend, ein charmanter Tischgenosse; er zeigte eine hinreißende und betäubende Lebhaftigkeit, eine Munterkeit sonder Gleichen,